

Marta Ansilewska-Lehnstaedt: Pole jüdischer Herkunft. Selbstdeutung polnischer Kinderüberlebender des Holocaust. (Studien zu Holocaust und Gewaltgeschichte, Bd. 2.) Metropol Verlag. Berlin 2019. 389 S. ISBN 978-3-86331-479-8. (€ 24,-)

Das Schicksal und die Traumata der jüdischen Kinder, die den Holocaust in den von den Deutschen besetzten Ländern Europas versteckt überlebten, sind von der Öffentlichkeit sowie auch von der Wissenschaft erst mit jahrzehntelanger Verspätung wahrgenommen worden. Lange galten viele von ihnen nicht als „legitime“ Holocaust-Opfer, da sie sich als versteckte Kinder nicht in direkter Lebensgefahr befunden hätten. Aber auch die Kinderüberlebenden selbst brauchten Jahrzehnte, um sich als „Holocaust-Kinder“ (S. 11) wahrzunehmen, sich zu organisieren, für ihre Rechte einzutreten und ihre Erinnerungen zu teilen.

Seit Ende des 20. Jh. sind die Kinderüberlebenden zu einem „etablierten Gegenstand der Forschung“ (S. 21) geworden. Doch gibt es gerade zu jüdischen Kindern im Polen der Kriegs- und Nachkriegszeit – von über einer Million jüdischer Kinder in Polen überlebten nur etwa 5000 – bislang nur wenige Forschungen. Zudem beschäftigen sich diese kaum mit den Gesamtbiografien der Kinderüberlebenden. Hier setzt die Studie von Marta Ansilewska-Lehnstaedt, die eine überarbeitete Fassung ihrer Dissertation von 2018 darstellt, an: Sie nimmt sich vor, die Identitätsbildung der polnischen „Holocaust-Kinder“ von ihrer Vorkriegs-Kindheit über die NS-Herrschaft bis 1956 (und in einem Ausblick bis heute) zu untersuchen.

Die Studie basiert auf 53 narrativen Einzel- und Mehrfach-Interviews, die A. zwischen 2010 und 2017 mit Zeitzeugen und Zeitzeuginnen in Polen führte. Die erste Kontaktaufnahme erfolgte über den Verband der „Holocaustkinder“ in Polen (Stowarzyszenie „Dzieci Holocaustu“ w Polsce) – einer Organisation der Überlebenden, die sich, ähnlich wie in anderen ost- und westeuropäischen Ländern, 1991 gegründet hat. Die Gruppe der Befragten ist relativ homogen: Geboren zwischen 1926 und 1945 (davon nur 30 Prozent vor dem Krieg), während des Krieges als Juden verfolgt unabhängig davon, ob sie sich als jüdisch identifizierten, stammen alle Befragten aus Familien, die vor 1939 weitgehend assimiliert lebten. Während des Krieges bzw. der deutschen Besatzung überlebten sie versteckt auf der „arischen Seite“, nach 1945 behielten sie ihren Hauptwohnsitz in Polen.

Die Fokussierung auf diese Gruppe – zum Vergleich führte A. auch einige Interviews mit Kinderüberlebenden, die spätestens in den 1960er Jahren Polen verlassen hatten – ermöglicht einen genauen Blick auf eine spezifische Gruppe der Kinderüberlebenden, die auch aufgrund ihres Lebens im kommunistischen Nachkriegspolen in besonderer Weise marginalisiert war.

Die Notwendigkeit, mehr als 65 Jahre nach Kriegsende ein eigenes *Oral History*-Projekt durchzuführen, begründet A. damit, dass die vorhandenen schriftlichen Selbstzeugnisse sich fast immer auf die Kriegszeit konzentrierten und daher zur Rekonstruktion der Identitäten der Holocaustkinder im Längsschnitt wenig aussagekräftig seien. Diese Rekonstruktion gelingt ihr in insgesamt überzeugender Weise. Nach einer ausführlichen Reflexion des von ihr verwendeten Konzepts von Identitätsbildung („Selbsterzählung als Medium der Identitätsarbeit“, S. 70) und ihres methodischen Vorgehens stellt A. in drei Kapiteln die Erinnerungen ihrer Gesprächspartner*innen an die Vorkriegszeit, die Kriegsjahre (das Leben vor bzw. im Ghetto, die Flucht und das Leben auf der „arischen Seite“) und die Nachkriegsjahre bis 1956 vergleichend dar.

In den Erzählungen über die Zeit vor 1939 dominiert nach A.s Analyse der „Mythos einer glücklichen Kindheit“ in der „kleinen Heimat“, einem assimilierten polnisch-jüdischen Milieu, in dem Christen und Juden friedlich zusammenlebten. Die Kriegsjahre zerstörten für die Kinder diese Lebenswelt. Unter der deutschen Besatzung wurden sie allein zu „Juden“, ihre polnische Identität wurde ihnen geraubt. Spätestens der erzwungene Umzug in ein Ghetto hatte den Wandel aller Werte, des Selbstbilds und der Beziehung zum Lebensumfeld zur Folge – die Ausbildung einer neuen positiven jüdischen Identität gelang den Kindern kaum. Die Flucht aus dem Ghetto, die Trennung von der Familie und der er-

zwungene Bruch mit der jüdischen Identität stellten für fast alle Befragten ein zentrales Ereignis nicht nur in ihren Kriegserinnerungen, sondern auch innerhalb der Gesamterzählung ihres Lebens dar. Die lange Phase danach, der mühsame Kampf ums Überleben auf der „arischen Seite“, der nur mit Glück und polnischen Helfern zu gewinnen war, war von permanenter Angst und Anspannung gekennzeichnet – Emotionen, die auch in der Nacherzählung noch alles andere überlagerten. Das Verhältnis zum Katholizismus – zu ihrem Schutz mussten sich die Kinder als Christen ausgeben – war für die meisten Interviewpartner vor allem ein funktionales, eine gezielte Überlebensstrategie.

Zwar erlebten die Kinder das Kriegsende als Befreiung von der ständigen Angst um ihr Leben – doch für die meisten waren die ersten Jahre nach dem Krieg eine schwierige, von Enttäuschungen geprägte Zeit. Die wenigsten kehrten zu ihren jüdischen Wurzeln zurück, sie versuchten stattdessen, sich möglichst unauffällig in die polnisch-katholische Mehrheitsgesellschaft einzugliedern. Erst ab den 1990er Jahren begannen die Kinderüberlebenden sich mit ihrem Schicksal und der Problematik ihrer verlorenen Identität auseinanderzusetzen.

Wie A. am Ende ihrer sehr gut lesbaren Studie resümiert, „handelt es sich bei den Identitäten der heute in Polen lebenden Kinderüberlebenden um facettenreiche Konstrukte. Sie definieren sich primär in ethnisch-nationalen Kategorien und sehen sich als Polen jüdischer Herkunft. Die so verstandenen Identitäten stellen individuelle Konstruktionsleistungen der Befragten dar, und als solche manifestieren sie sich in den Interviews als Lebensnarrative“ (S. 339). Es bleibt die Frage, in welcher Weise und mit welchen Konsequenzen diese Lebensnarrative der nachfolgenden Generation vermittelt wurden. Hier ist auf weitere Studien zu hoffen, ebenso auf vergleichende Untersuchungen, die die unterschiedlichen Identitätskonstrukte und Erinnerungsstrategien verschiedener Gruppen von Kinderüberlebenden in den Blick nehmen.

Köln

Ursula Reuter

Katharina Aubele: Vertriebene Frauen in der Bundesrepublik Deutschland. Engagement in Kirchen, Verbänden und Parteien, 1945–1970. (Veröffentlichungen des Collegium Carolinum, Bd. 138.) Vandenhoeck & Ruprecht. Göttingen 2018. 472 S. ISBN 978-3-525-31073-1. (€ 70,-)

As Katharina Aubele points out in her timely and important monograph, the political and organizational history of German expellees (*Vertriebene*) in the early Federal Republic has primarily been narrated as a masculine story. The most visible actors in this institutional history were, almost without exception, men, who run expellee organizations and powerful expellee lobbies, particularly at the federal level. Predictably, the relevant historiography pushed women expellee activists to the margins. At the risk of some over-generalization, one could claim that women have typically featured in the relevant historiography¹ in one of two, largely anonymized roles: either as passive symbols of suffering and victimhood caused by the expulsions, or as secondary actors whose agency was restricted to local and/or familial settings, as *Trümmerfrauen*, mothers, wives and, more generally, enablers of more powerful male actors.

A.'s book is a welcome corrective to these historiographical trends. It provides a systematic, far-reaching analysis of the important roles that expellee women played in the public life of the Western occupation zones and the Federal Republic from the immediate

¹ See, for example, ROBERT G. MOELLER: *War Stories: The Search for a Usable Past in the Federal Republic of Germany*, Berkeley/CA 1996, and ELIZABETH HEINEMAN: *Die Stunde der Frauen: Erinnerungen an Deutschlands „Krisenjahre“ und westdeutsche nationale Identität*, in: KLAUS NAUMANN (ed.): *Nachkrieg in Deutschland*, Hamburg 2001, pp. 149–177.